

Für 50'000 Dollar einen Elefanten töten? Findet der WWF gut

Schweizer auf Trophäenjagd Wer genug dafür bezahlt, kann in Afrika artgeschützte Tiere schiessen und die Trophäen nach Hause nehmen. Das will eine Motion nun verbieten – der WWF lobbyiert dagegen.



Je seltener die Art, desto höher der Preis: Einer der grössten Elefanten Botswanas wurde im April von einem Trophäenjäger getötet.

Foto: Game Animals of the Past and Present/Facebook

Bettina Weber

50'000 Dollar war das Leben des grössten Elefantenbullen in Botswana wert. Diesen Betrag bezahlte ein Tourist, um im April das über 50-jährige Tier töten zu dürfen. Botswanas ehemaliger Präsident Ian Khama war einer der Ersten, die sich entsetzt über den Abschuss äusserten. Er hatte während seiner Amtszeit ein Jagdverbot erlassen, das aber von seinem Nachfolger 2019 wieder aufgehoben worden war.

Was wie aus einer längst vergangenen Zeit klingt, nach Tropenhelm, Missionaren und Kolonialismus, ist bis heute legal: das Töten von Tieren, die unter das seit 1975 geltende Washingtoner Artenschutzabkommen Cites fallen. Der Handel mit Elfenbein ist verboten, aber wer eigenhändig einen Elefanten erlegt hat, darf dessen Trophäen rechtmässig nach Hause nehmen.

Die Trophäenjagd ist ein Milliardengeschäft, denn es gilt die simple Regel, je seltener die Art, je grösser Hörner, Mähnen oder Stosszähne, desto begehrt das Tier und desto höher sein Preis. Und natürlich, desto grösser der Ruhm für den Jäger. Wer «Africa's Big Five» – Löwe, Leopard, Rhinozeros, Elefant und Büffel – erlegt hat, gilt in diesen Kreisen als Held, wer noch je ein getötetes Krokodil und ein getötetes Nilpferd vorweisen kann, kann sich mit den «Dangerous Seven» brüsten. Die Cites-Datenbank zeigt, dass zwischen 2004 und 2014 1,7 Millionen Tiere getötet wurden, 200'000 davon zählten zu gefährdeten Arten.

Auch Schweizerinnen und Schweizer gehen auf Grosswildjagd. Die Cites-Stelle Schweiz verbuchte von 2010 bis 2020 die Einfuhr von unter anderem 45 Elefanten, 22 Nilkrokodilen, 2 Alligatoren, 76 Schwarzbären, 39 Braunbären, 1 Eisbären, 24 Leoparden, 23 Afrikanischen Löwen, 7 Pumas, 7 Geparden, 3 Walrossen, 2 Breitmaulnashörnern, 25 Flusspferden.

Total waren es 462 Tiere; die Anzahl Trophäen insgesamt liegt indes deutlich höher, weil pro Tier mehr als nur eine Trophäe anfällt. Die Kosten für den Import mit all den nötigen Bewilligungen beliefen sich auf einen fünfstelligen Betrag, sagt Bruno Mainini, stellvertretender Leiter der Cites-Stelle.

Trophäenjagd dient gemäss WWF dem Artenschutz

Im März 2019 reichte die damalige GLP-Nationalrätin Isabelle Chevalley eine Motion «für ein Verbot der Ein- und Durchfuhr von Cites-Jagdtrophäen» ein. Der Nationalrat nahm die Motion im Mai 2021 mit 121:60 Stimmen bei 6 Enthaltungen deutlich an, am 30. Mai kommt sie nun in den Ständerat.

Allerdings stehen die Chancen schlecht, dass dieser ebenfalls zustimmt. Die ständerätliche Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK SR) empfiehlt die Motion mit 8:4 Stimmen zur Ablehnung. Dabei beruft sie sich in ihrer Argumentation ausgerechnet auf eine Umwelt- und Tierschutzorganisation – den WWF. Denn dieser lobbyiert aktiv gegen das geforderte Verbot.

In einem Schreiben vom 18. Mai empfiehlt WWF Schweiz «den sehr geehrten Ständerätinnen und Ständeräten dringend, die Motion abzulehnen», denn die Trophäenjagd diene dem Artenschutz.

Sie leiste zwar meist keinen grossen Beitrag ans Bruttosozialprodukt betroffener Länder, heisst es im Brief. Aber: «Das daraus generierte Einkommen ist für die lokale Bevölkerung in den entlegenen, ländlichen Gebieten sehr wichtig. Verlieren sie diese Einnahmen, wird die Wilderei zunehmen, damit der Einkommensverlust ausgeglichen und Schäden in der Landwirtschaft vermindert werden können.»

In Südafrika und Namibia, so der WWF in seinem Schreiben an die Mitglieder der kleinen Kammer, hätten die Nashornbestände nach dem Start der kontrollierten Jagdprogramme deutlich zugenommen (in Südafrika von 1800 auf über 18'000 Tiere, in Namibia von 2300 auf 3900).

Jeanine Egger von der Stiftung Tier im Recht sieht die Sache etwas anders. «Ich bestreite nicht, dass an Orten, wo sehr sorgfältig überwacht wird, bei gewissen Tieren eine Erholung des bedrohten Bestandes möglich sein kann.» Aber in den allermeisten Fällen komme nur ein sehr kleiner Teil des Geldes bei der örtlichen Bevölkerung an, es sei vor allem ein florierendes Geschäft für die Jagdtour-Organisatoren.

Tatsächlich ist die Ansicht, dass die Trophäenjagd der örtlichen Bevölkerung zugutekomme, umstritten, die Studienlage widersprüchlich. Mehr als

50 Schweizer Tierschutzorganisationen und über 4000 Personen teilen aber die Ansicht der Stiftung Tier im Recht und unterstützen eine entsprechende Petition.

Angeschossene Tiere leiden oft Stunden

Darunter auch der Zürcher Tierschutz, dessen Co-Geschäftsführerin Nadja Brodmann die Haltung des WWF nicht nachvollziehen kann: «Aus Sicht des Tierschutzes ist die Trophäenjagd zu verurteilen, weil die Jäger oft ungeübte Schützen sind und ihr Objekt «nicht verschandeln» wollen». Tödliche Kopfschüsse seien tabu, die Wildtiere würden oft nur angeschossen und litten lange und qualvoll vor ihrem Tod.

Beim Löwen Cecil, der 2015 in einem Nationalpark von Zimbabwe getötet wurde, war das ebenfalls so. Ein amerikanischer Zahnarzt hatte 54'000 Dollar bezahlt, um ihn mit einem Pfeil zu töten. Weil Cecil mit einem GPS-Tracker ausgestattet war, konnte nachgewiesen werden, dass das 12-jährige Tier mit seiner schweren Verletzung noch 12 Stunden gelebt und sich in dieser Zeit 350 Meter weit geschleppt hatte. Zudem war er, wie später bekannt wurde, mit einem Elefantenkadaver angelockt worden.

Dass der WWF Schweiz gegen das Importverbot lobbyiert, erstaunt auch deshalb, weil einer der populärsten Gegner der Trophäenjagd ausgerechnet aus den eigenen Reihen stammt. Der Investigativ-Journalist Eduardo Gonçalves war nicht nur einst Be-

rater des WWF, er ist zudem Autor des 2020 erschienenen Buches «Trophy Hunters Exposed – Inside the Big Game Industry».

Gonçalves' Recherche zeigt auf, wie verflochten die schwerreichen Mächtigen der Welt mit der Trophäenjagd sind – einer der fleissigsten Grosswildjäger war einst enger Berater von Wladimir Putin, andere gehören zur Entourage von Donald Trump. Ihr Einfluss auf die Politik ist gross – mit Ökologie hingegen haben sie wenig am Hut. Gonçalves schreibt: «Trophäenjäger sind nicht an Biologie interessiert. Es geht ihnen darum, ein grosses, mächtiges Tier zu töten.»

Mehrheit der Bevölkerung wäre für ein Verbot

Mit Nachhaltigkeit habe das nichts zu tun, das Argument erinnere in seiner Absurdität an die Zigarettenindustrie, die jahrelang behauptet habe, ihr Produkt sei nicht schädlich. Noch pikanter war Gonçalves' Vorwurf, der WWF habe sich mit Trophäenjagd-Veranstaltern wie dem amerikanischen Safari Club International zusammengetan, um drohende Verbote zu verhindern.

Der Aufschrei in der britischen Öffentlichkeit war gross, es wurde diskutiert, ob Spenderinnen und Spender ihr Geld zurückverlangen sollten, da sie keine Organisation unterstützen wollten, die das Töten von Tieren befürwortete oder gar ermögliche. Der Schweizer WWF liess die Frage, ob man ebenfalls negative Reaktionen befürchte, unbeantwortet und verwies auf sein Statement an den Ständerat.

Der Zeitgeist arbeitet gegen die Grosswildjäger. Denn wenn in Grossbritannien das Parlament demnächst ebenfalls über ein Importverbot entscheidet, wird dieses von Premierminister Boris Johnson als Konservativem genauso unterstützt wie von der «Times», dem konservativen Leitmedium. Diese – sonst nicht im Verdacht stehend, die Freizeitvergnügen der britischen Oberschicht zu verurteilen – schrieb unlängst, dafür, exotische Tiere aus Spass zu töten, gebe es «weder eine moralische, ökonomische noch ökologische Berechtigung».

Dass diese Art von Jagd nicht gerade auf viel Sympathie stösst, zeigte eine Umfrage, die die Stiftung Tier im Recht im Oktober 2021 vom Forschungsinstitut GFS Zürich durchführen liess. Das Resultat war eindeutig. Egal, ob Frauen oder Männer, jung oder alt, West- oder Deutschschweiz – die überwältigende Mehrheit von 96 Prozent der 1004 Befragten war der Meinung, dass die Trophäenjagd verboten gehört. Häufigstes Argument (84 Prozent): Sie sei nicht mehr zeitgemäss.

Zeitgemäss als touristische Einnahmequelle scheint das, was Kenia schon 1977 erkannte, als es die Trophäenjagd untersagte: Foto- und Lauf-Safaris. «Mit einem erfahrenen Guide kann man bei einer Lauf-Safari ähnlich unberührte Gebiete wie bei der Grosswildjagd erkunden, und die lokale Bevölkerung profitiert genauso davon», sagt Jeanine Egger von der Stiftung Tier im Recht. Einziger Unterschied: Man verzichte am Schluss aufs Töten.